

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Sonnabend 22. Mai 1897.

Sortier Bureau, Gerichtsweg, Gernburgstraße 3

Konfliktluft?

Die Neben der Herren Richter, Singer, Kaufmann und... Konfliktluft? Die Neben der Herren Richter, Singer, Kaufmann und...

werden, nun dann wäre es eben die Demokratie, welche den Konflikt heraufbeschwört... werden, nun dann wäre es eben die Demokratie, welche den Konflikt heraufbeschwört...

deur des Füsilier-Regiments von Gersdorf (Schlesisches) Nr. 80... deur des Füsilier-Regiments von Gersdorf (Schlesisches) Nr. 80...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser traf am Freitag Mittag in Eibyllenort ein... * Der Kaiser traf am Freitag Mittag in Eibyllenort ein...

* Wenn das Stimmenverhältnis in der Kommission für die Beurteilung des Ausfalles der... * Wenn das Stimmenverhältnis in der Kommission für die Beurteilung des Ausfalles der...

Gabriele.

Roman von H. Senta. (Fortsetzung aus Nr. 235.) Gabriele schaute schmerzhaft den fragenden Blick der Tante... Roman von H. Senta. (Fortsetzung aus Nr. 235.) Gabriele schaute schmerzhaft den fragenden Blick der Tante...

geschrieben und endlich um Deine Hand angefaßt. Der Onkel... geschrieben und endlich um Deine Hand angefaßt. Der Onkel...

Großmama war anders gegen sie als früher; Tante Konstanze... Großmama war anders gegen sie als früher; Tante Konstanze...





(Nachdruck verboten.)

Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

4)

Jetzt fiel Gecko ein. Die Geige liebevoll an ſich brügend, ſchloß er ſeine nach der Decke gerichteten Augen und ſpielte die einfache Melodie, wie ſie wohl noch niemals geſpielt worden war — erhaben, leiſchaftlich, mit wunderbarem Wohlklang. Beide drehen und wendeten ſie nun hin und her und flochten ſie durcheinander, bald in dieſer, bald in jener Tonart; Svengali übernahm die Führung und Gecko folgte ihm unentwegt, durch Fugen, durch Kanons, durch ſchwerige Läufe; wie einen Ball warfen ſie die Melodie einander zu und fingen ſie auf; nach oben ging es, nach unten, bald laut, bald leiſe, jetzt in Moll, jetzt pizzicato jetzt mit dem Dämpfer — adagio, andante, allegretto, scherzo — jede Möglichkeit des Wohlklanges ward erſchöpft, bis die drei empfänglichen Zuhörer vor Wonne und Staunen ganz außer ſich geriethen. Aus dem herrlichen Ven Volt ſammt ſeiner überzärtlichen Mirz, dem allzu aufopfernden Freunde, dem alten Schulmeiſter, ſo wacker und treu, den Kameraden, die längſt im Grabe ruhen, der Mühle, dem ländlichen Vorbau, dem Leichenſtein von Granit ſo grau und dem trauten Bläckchen:

„Dem lauſchigen, ach,
Am tiefſenden Baß“

war ein wunderſames, herrliches Tonſtück geworden von ſo dichterischer Pracht, ſo erhabener Schönheit, wie ſich die Erfinder der Worte und Melodie, wer ſie auch ſein mögen, nun und nimmermehr hätten träumen laſſen. Und doch hat dies unſchuldige Liedchen ſchon ſo manches noch unverdorrene britiſche Herz gerührt, das nichts Höheres kannte — unter andern auch das Herz deſſen, der dies ſchreibt — lang, lang iſt's her!

„Heiliges Kreuz! er ſpielt famos, der Gecko, nicht?“ rief Svengali, als die beiden ihre Tonrichtung aus dem Stegreif zu einem glänzenden Schluß gebracht hatten. „Das iſt mein Schüler! Ich laſſe ihn auf ſeiner Violine ſingen, wie wenn ich's ſelber wäre, der ſingt! Ah! Hätte ich nur für zwei Heller Stimme, ich wäre der erſte Sänger der Welt! — Ich kann nicht ſingen!“ fuhr er fort. (Der Bequemlichkeit halber will ich ſeine Worte überſetzen, wobei natürlich der Dialekt verloren geht. Er verwechſelte eben p mit b, t mit d, f mit v, g mit k; aus dem weichen franzöſiſchen j machte er ein ſch und aus der ſchönen Sprache eine häßliche).

„Ich ſelbſt kann weder ſingen noch Geige ſpielen, aber die Muſik zu lehren verſtehe ich — nicht, Gecko? Und eine Schülerin habe ich — nicht, Gecko? — die kleine Honorine“; er ſchielte mit einem widerwärtigen Seitenblick zu den andern hinüber. „Sie wird noch einmal von ſich reden machen in der Welt, die kleine Honorine — nicht, Gecko? Hört mir zu: So mache ich's, wenn ich ſie unterrichte, die kleine Honorine. — Spiele mir eine Begleitung, Gecko, in bizzicato!“

Er zog eine kleine, biegsame Vogelſtöte aus der Taſche, (offenbar ſeine eigene Erfindung), ſchraubte ſie zuſammen, ſetzte

ſie an den Mund und blies Ven Volt auf dieſem ureinfachen Inſtrument, während Gecko ihn begleitete, die Geige als Guitarré benutzend und den Blick voll Ehrfürcht und Bewunderung auf ſeinen Meiſter geheftet.

Wer ſchilbert aber die zierliche Leichtigkeit, den Adel, die Kraft und Anmuth, die ruhige Würde, die Leiſchaft, mit der dieſer wunderbare Künſtler den einfachen kleinen Gaſſenhauer auf ſeiner ſchlechten Jahrmarktspeiße vortrug, denn etwas Anderes war das Ding eigentlich nicht. Bald zärtlich erhehend, zitternd, herzbewegend, bald laut und voll, ein Schrei der Angst, ein ſanftes Geſtüſter, ein melodiſcher Hauch, ausdrucksvoller ſelber als die menſchliche Stimme; ſo vollkommen in der Ausführung, daß ſogar Gecko ſolche Wirkung nicht zu erreichen vermochte. Und er war doch ein Meiſter auf der Geige, die als Königin aller Inſtrumente anerkannt und geprieſen wird.

Die Thräne, die ſchon ſo lange im Auge des kleinen Billy gezittert hatte, ſtieg jetzt bis unter das Augenlid und ergoß ſich über die Naſe; er mußte ſie, um ſeine Rührung zu verbergen, verſtohlen mit dem kleinen Finger fortwiſchen. Dabei ſtüzte er das Kinn auf die Hand und räusperte ſich ganz unnöthigerweiſe — um nicht die Contenance zu verlieren! —

Solche Muſik hatte er noch nie gehört; er war wie verzaubert und glaubte zu träumen. Während er den Tönen lauſchte, ſchien es ihm, als gewänne er einen neuen, tiefern Einblick in die Welt der Schönheit und des Schmerzes, in das innerliche Weſen der Dinge und die Flüchtigkeit alles Irdiſchen; ihm war, als könne er das All umfaſſen und den Schleier ſich lüften ſehen, der die Ewigkeit verhüllt. Zwar entſchwand dieſe wunderbare Geſicht wieder, ſobald die Muſik verſtummt, aber es ließ ihm doch eine unauslöſchbare Erinnerung zurück und den Wunſch, einſt mit Hilfe ſeiner eigenen herrlichen Kunſt Aehnliches zu erreichen.

Als Svengali geendet hatte, ſchielte er wieder nach ſeinen Zuhörern hin, die ihn nur ſprachlos vor Verwunderung umſtanden.

„Seht Ihr wohl — auf die Art unterrichte ich die kleine Honorine im Singen; ſo hat Gecko bei mir ſein Spiel gelernt; ſo lehre ich „il bel canto“. Er war verloren gegangen, der bel canto, aber ich habe ihn wiedergefunden; ich und Niemand anders, ich, Svengali — ja, ich, ich, ich! — Doch nun genug für heute von der Muſik; gehen wir jetzt zu etwas Anderem: über! Wie wär's, wenn wir einen Gang zuſammen verſuchten?“ rief er auſpringend und ein Klappier ergreifend, das er, um ſeine Biegsamkeit zu prüfen, gegen die Wand ſtemmte. „Vorwärts, kleiner Billy, ich will Euch noch etwas zeigen, wovon Ihr nichts wißt . . .“

Der alſo Aufgeforderte wärſt Rock und Weiſe ab, legte Maſke, Handschuhe und Schuhe zum Fechten an und trat Svengali zu einem Waffengang gegenüber, bei welchem ihm jedoch recht übel mitgeſpielt wurde, denn der Deuſchpöle war wohlgeübt in der Fechtkunſt und ſchlug ſich daher auch mit großer Leiſchaft.

Dann kam der Laird an die Reihe, und auch ihm erging es schlecht. So mußte denn Tassy die Ehre Englands retten, wie es sich für einen ehemaligen brittischen Husaren und echten Vollblutmenschen ziemte. Sein angeborenes Talent und lange Uebung in den besten Pariser Fechtschulen befähigten ihn, es mit jedem Fechtmeister im ganzen französischen Heer aufzunehmen. Da bekam denn auch Svengali sein Theil.

Als es nun Zeit gemessen wäre, mit dem Spiel aufzuhören und sich an die Arbeit zu machen, stellten sich andere Genossen ein — Franzosen, Engländer, Schweizer, Deutsche, Amerikaner und Griechen. Die Vorhänge wurden zurückgezogen, die Läden weit aufgerissen, daß blendendes Tageslicht hereinströmte, und der Nachmittag verging unter gesunden Turnübungen und Kraftproben.

Der kleine Billy aber, der für heute kein Verlangen mehr nach Turnen und Fechten trug, belustigte sich unterdessen damit, die Umrisse von Trilbys Fuß auf der Wand mit schwarzen, weißen und rothen Kreidestrichen auszufüllen. Er wollte den frischen Eindruck nicht verlieren, den er einem günstigen Zufall verdankte, denn ihm stand sein Vorbild noch in greifbarer Lebendigkeit vor der Seele.

Jetzt kam Durien herein, sah ihm über die Schulter und rief:

„Halt! Der Fuß der Trilby! Sie haben ihn nach der Natur gemalt?“

„Nein!“

„Nach dem Gedächtniß also?“

„Jawohl!“

„Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben eine glückliche Hand gehabt. Ich wünschte wohl, die Skizze selbst gemacht zu haben! Es ist ein kleines Meisterwerk, das Sie da gemacht haben, ganz allerliebste, Theuerster! Aber Sie feilen zu viel daran. Genug, genug — hören Sie auf!“

Das freute den kleinen Billy, und er änderte nichts mehr daran; denn Durien war ein berühmter Bildhauer und die Aufmerksamkeit selber.

Und dann — doch was gerade an jenem Tage noch besonders geschah, nachdem er sechs Uhr geschlagen hatte, habe ich wirklich vergessen.

Wenn das Wetter es irgend erlaubte, gingen die jungen Leute zur Mittagszeit nach der Rue de Monsieur, wo der Père Trin im Restaurant de la Couronne ihnen für einen Franken vom Besten zu essen und zu trinken gab: gute, verschlagame Suppen, schmackhafte Omeletten, weiße und rothe Bohnen und Fleisch, das vor lauter Saucen, Gewürzen und sonstiger Zubereitung gar nicht zu erkennen war; es konnte Rind oder Hammel, Kalb oder Gestrügel, guter — oder schlechter — Böhlering sein, und was nicht Alles! Es fragte aber auch kein Mensch danach. —

Der Lattichsalat, die Radieschen, der Käse von Brie oder Gruyère waren ebenso gut wie in den Trois Frères Provengaur (nur nicht die Butter). Und das Alles spülte man mit reichlichem Wein hinunter, der in großen hölzernen Krügen aufgetragen wurde und eine wunderschöne blaue Farbe zurückließ, wenn man ihn verschüttete.

Man trank dort ohne Unterschied mit männlichen und weiblichen Modellen, stieß mit Studenten der Arznei- und Rechtskunde an, mit Malern, Bildhauern, Arbeitern, Wäscherinnen und Grissetten, fand die Gesellschaft sehr gut und lernte nicht nur Französisch bei der Unterhaltung, wenn man bisher nur die gewöhnliche brittische Sorte gekannt hatte, sondern in mancher Beziehung auch ein besseres Benehmen. Den Rest des Abends verbrachte man dann auf höchst harmlose Weise, bei einem Spiel Billard, Karten oder Domino, in dem gegenüberliegenden Café du Luxembourg, oder man ging in's Théâtre du Luxembourg in der

Rue de Madame, wo keine Poffen gegeben wurden, in denen der Engländer die komische Figur war, über die man sich hätte vor Lachen wälzen mögen. Noch lustiger ging es im Jardin Bullier her (der ehemaligen Closerie des Filas), wo man die Studenten den Cancan tanzen sah und sogar selbst den Tanz versuchte, was gar nicht so leicht ist, wie es aussieht; am aller schönsten aber war es im Théâtre de l'Odéon, wenn Fechter und Madame Doche in der Kameliendame auftraten.

Schien aber die Sonne hell und es traf sich, daß es gerade auch Sonnabend Nachmittag war, dann legte der Laird seine Kramotte an, nebst einigen anderen nöthigen Toilettengegenständen, und die drei Freunde schlenderten Arm in Arm nach Tassys Wohnung in der Rue de Seine und warteten draußen, bis er sich ebenso anständig gemacht hatte wie der Laird, wozu er nur wenig Zeit brauchte. Dann gingen sie, wiederum Arm in Arm (der kleine Billy konnte sich immer sehen lassen), die Rue de Seine hinunter und über die Brücke; der große Tassy in der Mitte. In der Cité angelangt, warfen sie einen Blick zur Morgue hinein, kehrten über den Pont Neuf wieder auf's linke Ufer zurück und gingen die Quais entlang in westlicher Richtung weiter. Auf einer Seite der Straße hatten sie vollauf zu thun, die Silber und Kupferstücke zu betrachten, in den Tröbelerläden herumzuföbern und gelegentlich einen Einkauf zu machen; auf der andern Seite waren gebrauchte Bücher ausgelegt, die man in aller Ruhe musterte und durchblätterte, um den Preis herabzubrüden, oder vielleicht ein paar alte Schmöcker zu erstehen, in die man nie wieder einen Blick hineinwarf.

Ihr Weg führte nun über den Pont des Arts, sie blieben jedoch in der Mitte stehen, schauten den Strom hinunter, ostwärts nach der alten Cité und Notre Dame, versanken in Träumereien und fanden keine Worte, um ihre Gefühle auszudrücken. Dann blickten sie in die Abendgluth des westlichen Himmels und auf Mes, was sie bestrahlte: die Gasse der Tuilerien, den Louvre, die vielen Brücken, die Deputirtenkammer und den goldschimmernden Fluß. Sie sahen, wie sein Bett immer breiter wurde, und folgten seinen Windungen, soweit ihr Auge reichte; er floß an Bassy und Grenelle vorbei, nach Saint-Cloud, nach Rouen, nach Havre, nach England vielleicht, wohin sie sich jetzt gar nicht sehnten. Denn gerade zu jener Zeit des Tages, des Jahres und des Jahrhunderts, und gerade während dieses Abschnitts ihres eigenen vergänglichem und ungewissen Daseins hier in Paris leben, das war die höchste Erdenlust und wohl der Mühe werth, wie sie deutlich fühlten und einander freimüthig bekannten.

Unter heiterem Geplauder ging es nun weiter, quer durch den Hof des Louvre, an dessen vergoldeten Thoren leichtlebige, kaiserliche Zuaven die Wache hielten, die Arkaden der Rue de Rivoli hinunter bis zur Rue Castiglione, wo das große Eckfenster des Konditorladens ihre Blicke fesselte. Sie standen still, um die prächtige Ausstellung von Bonbons, Pralinen, glafirten Kastanien, Zuckerwerk, kandirten Früchten und Süßigkeiten von allen Sorten und Farben zu bewundern. Das schimmerte und glitzerte wie lauter bunte Lichter, wie köstliche Edelsteine, Perlen und Diamanten, die nicht nur das Auge reizten, sondern auch den Gaumen kitzelten und auf der Zunge zergingen. Entzückt waren auch um diese Jahreszeit die riesigen Ostereier, die gleich edlem Geschmeide in goldgeschmückten Atlaskästchen gebettet lagen. „Nirgends versteht man sich doch auf dergleichen besser, als in Frankreich,“ äußerte der Laird, und Alle stimmten ihm auch bei.

(Fortsetzung folgt.)

Könige im Exil.

Zeitgeschichtliche Plauderei von Ernst Notanus (Stuttgart).

König Georgios zog in den Krieg, um ein panhellenisches Reich zu schaffen; er hat aber, wie weiland der Ägypter Krösus, bloß sein eigenes Regiment dadurch zum Wackeln gebracht. Klüger wäre es gewesen, wenn der Griechenkönig seine vor dem Kriege einmal geäußerte Absicht, sich in das bescheidene Dasein eines Privatmannes zurückziehen und freiwillig abdanken zu wollen, ausgeführt hätte, als nun womöglich das Schicksal seines durch die Revolution von 1862 entfernten Vorgängers Otto I., des zweiten Sohnes König Ludwigs I. von Bayern, zu theilen und die Liste der Könige im Exil zu vergrößern.

Fürstenthone haben seit den ältesten Zeiten, wenigstens in den romanischen und den Balkanländern, die bedenkliche Eigenschaft gehabt, mitunter umzufallen; die Kronen sitzen dort in stürmischen Tagen nicht viel fester, als ein Cylinderrhut bei scharfem Nordostwind, und so sind vertriebene und verbannte Fürstlichkeiten von jeher keine besonders seltene Erscheinung gewesen. Wohl kaum ein Jahr ist reicher an Abdankungen der Kronenträger gewesen, als das Sturmjahr 1848, und seither hat die Anzahl der „Potentaten a. D.“ noch erheblich zugenommen.

Alphonse Daudet zeigt uns in seinem bekannten Roman „Les rois en exil“ eine ganze Kolonie von ehemals gekrönten Häuptern, die, sämmtlich durch unterschiedliche Katastrophen von ihren Thronen gestossen, während der ersten Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege zu gemeinsamem Exil in der Seinstadt versammelt waren. Die Modelle zu seinen Romanfiguren hatte der Verfasser im Leben gesehen. „Als junger Mann“, berichtet er, „hatte ich in den engen Gängen der Nachtrestaurants, im heißen Dorn des Gaslichtes, der Gewürze und Patschuldüfte oft genug die rabenschwarze Herrüde des Herzogs von Braunschweig (genannt der Diamantenerzog) gestreift; bei Bignon gewahrte ich eines Abends auf dem rückwärtigen Divan der holländischen Prinzen „Citron le Taciturne“ (Kronprinz Wilhelm, Prinz von Oranien), wie er mit einer Halbweltlady ein Stück Gänseleberpastete verzehrte. Auch die hohe stolze Gestalt des blinden Königs von Hannover erblickte ich eines Sonntags beim Verlassen des Konservatoriums-Konzerts und sah, wie er am Arm der rührenden Prinzessin Friederike, die ihn leise ansieht, wenn er grüßen mußte, zwischen den Säulen der Vorhalle einherstapelte.

Bei der Eröffnung der letzten Pariser Ausstellung konnte man ganz dicht bei einander folgende Ex- und Pseudomajestäten gewahren: Don Francisco von Aßifi und Don Carlos, sowie deren Ehehälften Donna Isabella und Donna Margherita, und außerdem noch den Herzog von Aosta, weiland König Amadeus von Spanien.

Ungeachtet die Beispiele gestürzter Macht und Hoheit also keineswegs selten sind, so bleibt ein entthronter Monarch doch immer eine merkwürdige Person und erregt unsere besondere Theilnahme. Es bestehen gegenwärtig in Europa 40 Throne, die von 26 Herrschergeschlechtern eingenommen werden. Unter den Regentenfamilien romanischer Junge sind drei: Bourbon, Bonaparte und Braganza des Scepters verlustig gegangen, und ihre Angehörigen stellen das Hauptkontingent der gegenwärtig im Exil lebenden Fürsten und Fürstinnen.

In dem Gothaischen Genealogischen Hofkalender stehen auch sie gewissenhaft unter den noch „aktiven“ Potentaten verzeichnet, und wenn wir dieses nützliche Buch aufschlagen, so ist die erste aus ihrem Lande verbannte Majestät, auf die wir stoßen, die Herzogin Marie in Bayern, Schwester der Kaiserin von Oesterreich und Wittwe des Exkönigs Franz II. von Neapel, der am 27. Dezember 1894 zu Arco in dem Hotel gleichen Namens an der Zuckerkrankheit starb. Er gehörte zu den italienischen Regenten, deren Throne die politischen Stürme der Jahre 1859 und 1860 umstürzten. Seine letzte Zuflucht war die Festung Gaeta, bei deren Verteidigung sich die Königin Marie, der „einzige Mann“ an seinem Hofe, durch hohen Muth hervorthat. Daudet hat dieser thatkräftigen Fürstin manche Züge für die weibliche Hauptfigur seines berühmten Romans entlehnt. Der Sohn des „Ré Bomba“ zog sich später, wie alle seine italienischen Schicksalsgenossen, nach Oesterreich zurück und theilte mit ihnen auch das Geschick, vergessen zu werden. Nur die Nachricht seines Todes hat den Zeitgenossen diesen vertriebenen König für einen Augenblick ins Gedächtniß zurückgerufen. Kinder hinterließ er nicht, aber sein ältester Halbbruder, Alfons Graf von Caserta,

der meist in Cannes lebt, hat nach dem Hinscheiden Franz II. als nummernreicher Chef des Hauses alle Rechte und Titel des Verstorbenen in Anspruch genommen und die früheren Proteste gegen die Besitznahme seines Landes erneuert.

Wir lassen gleich die beiden Exfürsten folgen, deren Throne einst in Italiens Gauen standen: den Herzog Robert von Parma, dessen Land 1860 mit dem Staate des Königs Viktor Emanuel II. von Savonien vereinigt wurde und der mit seiner Familie meist auf Schwarzau am Steinfelde in Nieder-Oesterreich wohnt, und seinen Gefährten in Unglück, Ferdinand IV., Großherzog von Toscana, der in der stillen Residenz am Domplatz zu Salzburg ein beschaufliches Dasein führt.

Eine Gestalt, die durch die vom Schicksal auf ihr Haupt geführten Schläge ungeachtet aller Verheerungen früherer Jahre etwas Ehrwürdiges erhalten hat, ist die Exkaiserin Eugenie von Frankreich. Sie besitz zwar zu Farnborough bei London einen festen Wohnsitz, schweift aber meist, trotz ihrer körperlichen Leiden und Gebrechen, ruhelos umher. Jüngst war sie auch in ihrer andalusischen Heimath und suchte in Granada das Haus Nr. 12 der Calle de Gracia auf, wo laut der dort angebrachten Inschrift am 5. Mai 1826 Donna Eugenia de Guzman y Portocarrero, später Kaiserin der Franzosen, das Licht der Welt erblickt hat. Im Frühjahr kommt die Exkaiserin, deren einst so schönen Zügen Alter und Unglück ihren deutlichen Stempel aufgedrückt haben, regelmäßig nach Schloß Arenenberg bei Ermatingen am Bodensee. Dort begehrt sie alljährlich in Stille und Einsamkeit den Todestag (11. Juni) ihres unglücklichen Sohnes, des Prinzen „Lulu“. Gern weilt sie ferner am Kap Martin zwischen Monte Carlo und Mentone, wo sie sich die Villa Rymos hat erbaun lassen. Die fieten treuen Gefährten ihres Exils sind Madame Lebeton-Bourbaki, Franceschini Pietri und ihre Vorleserin Mademoiselle d'Alonville. Zu ihrer vereinfachten Erbin hat die Exkaiserin die kleine Prinzessin Viktoria Eugenie, einzige Tochter der Prinzessin Beatrix von Battenberg, eingeseht. Letztere, die jüngste Tochter der Königin von England, hatte sich die Kaiserin ehemals als Schwiegertochter gewünscht — eine Hoffnung, die der tragische Tod des Prinzen Louis Napoleon im Zulu-Lande vernichtete.

Der Zukunftskaiser der Bonapartisten ist bekanntlich der in Brüssel lebende Prinz Viktor, ältester Sohn von „Blon-Blon“; die Exkaiserin soll aber mehr Sympathien für seinen jüngeren Bruder Louis Napoleon hegen, der es bereits bis zum Obersten im russischen Dienst gebracht hat und kürzlich zum Kommandanten des Alexandra-Feodorowna-Regiments ernannt wurde.

Im Exil, das freilich nicht mehr ein durch politischen Zwang gebotenes ist, lebt die Großmutter des kleinen Königs Alfons XIII., die Exkönigin Isabella von Spanien. Die Revolution von 1868 hatte allerdings sie und ihren Hof, an dem damals die Nonne Patrocino und der Intendant Marjori aus schließlich maßgebend waren, vertrieben, doch konnte sie wieder nach Spanien zurückkehren, als ihr Sohn Alfons XII. dort den Thron bestieg. Ihre Lebensweise war jedoch eine so anstößige, daß ihre Anwesenheit in Spanien dem monarchischen Ansehen nur schaden konnte, und sie erhielt deswegen wiederholt Winke, ihren Privat-Bergnügungen lieber „fern von Madrid“ und überhaupt außerhalb des Landes des Weins und der Gesänge nachzugehen. Die mit einer enormen Leibesfülle gesegnete Dame residirt seitdem vorzugsweise in Paris, das auf die meisten Depressirten einen unwiderstehlichen Reiz auszuüben scheint. Dort hatte sie am 10. Oktober 1896 auch die goldene Hochzeit mit ihrem Vetter und Gemahl, Don Francisco von Aßifi, feiern können.

Ein Pseudokönig bloß ist der spanische Kronpräsident Don Carlos, Herzog von Madrid, den seine Anhänger König Karl VII. nennen und der meist im Palazzo Loredan zu Venedig weilt. In erster Ehe war er vermählt mit der viel älteren und unschönen Margherita, Tochter des in Frohsdorf verstorbenen Grafen von Chambord, den die Legitimisten König Heinrich V. nannten. Aus dieser Ehe stammt auch seine Tochter, Donna Elvira von Bourbon, deren Entführung durch den Maler Philipp Folschi neuerdings so viel Aufsehen machte. Als zweite Gemahlin hat Don Carlos die schöne Prinzessin Maria Bertha von Rohan heimgeführt.

Eine echte Exilpflanze ist auch der „Roi“ der französischen Monarchisten, Philipp XIII., als ältester Sohn des verstorbenen Grafen von Paris in Zwidenham geboren und erzogen. Später schickte sein Vater den jungen Mann, dessen Unbändigkeit der Familie viel Sorge machte, auf eine Reise um die Welt. Er that eine Zeit lang Dienste in der englisch-österreichischen Armee, erlegte einma Tiger und begab sich dann nach Borja wo er als



einfacher Rekrut in die Armee eingestellt zu werden verlangte. Nach der kurzen Komödie des „fidelen Gefängnisses“ in Clairvaux wurde der „Prinz Camille“ seinem Vater wieder zurückgeschickt. Auch durch seinen Roman mit der schönen Madame Melba und andere Abenteuer hat der junge Herzog Philipp von Orleans viel von sich reden gemacht. Im vorigen Jahre hielt er in Wien mit der Erzherzogin Maria Dorothea, Tochter des Erzherzogs Joseph, Hochzeit, die vielleicht einen Strich unter die jugendliche Sturm- und Drangperiode des Prätendenten bedeutet.

Eine wirkliche Majestät ohne Land ist die hochbetagte Erzkönigin Marie von Hannover, geborene Prinzessin von Sachsen-Mittelelternburg, die Wittve König Georgs V. und Mutter des Herzogs Ernst August von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, der mit der dänischen Prinzessin Thyra vermählt ist. Während der schönen Jahreszeit befindet sich die Residenz des kleinen Welfenhofes zu Gmunden in der Villa Cumberland am idyllischen Gestade des Traunsees, um im Winter nach Penzing bei Wien verlegt zu werden. In Gmunden lebt der Herzog als Magnat, den größten Theil seiner Zeit auf der Jagd in den Bergen des Salzkammerguts verbringend; er wird wegen seiner Wohlthätigkeit weit und breit verehrt. Von seinen Schwestern ist die jüngere, Prinzessin Marie, unvermählt geblieben; die ältere, Prinzessin Friederike, hat bekanntlich den Baron von Bawel-Rammingen geheiratet, was die Familie ihr lange Jahre hindurch nicht verzeihen hat.

Nur eine Art Gastrolle als König im Exil gab seiner Zeit Milan, der Vater des jetzt regierenden jungen Königs Alexander I. von Serbien. Am 6. März 1889 dankte er zu Gunsten seines Sohnes ab, ließ sich dafür aber eine runde Million zahlen. Dann führte er in Paris, wo auch der entthronte Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II. († 5. Dezember 1891) die letzte Zeit seines Lebens verbrachte, als Graf von Takova ein höchst vergnügtes Leben. Dauidet hatte damals seinen Roman längst geschrieben, sonst könnte man glauben, er habe den serbischen Erzkönig als Modell für seinen König Christian benutzt, der schließlich sogar seine Krone bei einem Pariser Tröbeler verlegt. Seine Hauptthätigkeit entfaltete der lustige Lebemann am grünen Spielstische des vornehmen Clubs und auf dem grünen Rasen der Rennfelder, das Gold mit vollen Händen um sich streuend und auch dem Ewig-Weiblichen eifrig huldigend. Für pensionirte Könige, die sich amüsiren wollen, ist die Seinestadt aber ein sehr theures Pflaster, und so leerte sich denn auch das „große Portemonnaie“ des Erzkönigs schließlich. Nicht verlegen, begehrte und erhielt er nun von der serbischen Regierung noch nachträglich eine ansehnliche Jahresrente, wofür er allen königlichen Rechten und sogar der serbischen Staatsangehörigkeit entsagte. König Alexander aber setzte seinen Vater, der sich inzwischen mit der früher von ihm geschiedenen Königin Natalie wieder versöhnt hatte, durch Ukas vom 29. April 1894 wieder in alle seine Rechte als Mitglied des königlichen Hauses ein.

Zum Schluß dieser Porträtgalerie entthronter Potentaten seien auch noch einige exotische Könige und Königinnen, die neuerdings ins Exil wandern mußten, angeführt. Auf den Sandwich-Inseln ist 1893 die Republik proklamiert worden. Die Erzkönigin Kinnokalani von Hawaii versuchte 1895 durch einen Aufstand sich wieder auf den Thron zu setzen, wurde aber verhaftet und zu fünfjährigem Gefängnis und 5000 Dollars Geldbuße verurtheilt. Sie ist nun, nachdem sie allen Ansprüchen auf ihr bisheriges Reich entsagt, freigelassen worden und hat das Kastell Puanani in der Provinz Uluu, wo einst Katherina Cornaro, die spätere Königin von Cyprien, lebte, antaufen lassen, um in dem „Haus am weißen Strom“ (Kahala o ka Waikae) sich mit ihrer Nichte Viktoria Kaiulani dauernd niederzulassen. Eine Schicksalsgenossin von ihr ist die Königin von Madagaskar, Ranavalona, die die Franzosen abgesetzt und nach der Insel La Réunion verbannt haben. Als dritten im Bunde nennen wir den Erzkönig Behanjin von Dahomen, den die Nachhaber der dritten französischen Republik nach der Insel Marguerite verbannten, auf der einst der „Mann mit der eisernen Maske“ und in neuerer Zeit der schwarze Potentat mit vier Frauen, vier Kindern und einigen Dienern.

Es ist eine gar bunte Reihe von verbannten Herrschern aus der Gegenwart, die wir im Vorstehenden aufgeführt haben. Manche darunter erscheinen wie Figuren, die die Phantasie eines Satirikers erfand; die Mehrzahl aber stößt uns, gleich der klassischen Tragödie, ein Gefühl ein, in dem Mitleid und Furcht

vor dem Walten des unerbittlichen Schicksals, das auch die Höchsten der Erde oft mit gewaltiger Faust zu Boden schmettert und dem gegenüber alle irdische Macht nichtig und eitel erscheint.

Allerlei.

Ueber das Trinkwasser von London bringt das neueste Heft der vorzüglich illustrierten Familienschrift *U n i v e r s u m* (Verlag von Philipp Neclan jun., Leipzig) folgende interessante Mittheilung: Ungeheuerlich, wie alle wirtschaftlichen Verhältnisse der britischen Sechsmillionenstadt, sind auch die Dimensionen ihres Wasserverbrauches, der denjenigen von Berlin um das Siebenfache übersteigt. Acht Wassergesellschaften, von denen die größte die Produktion aller Berliner Wassermenge um die Hälfte übertrifft, während die kleinste noch weit mehr Wasser pumpt, als z. B. Köln verbraucht, schaffen aus der oberen Themse, aus dem Lea und einer großen Zahl mächtiger Brunnen die 300 Millionen Kubikmeter herbei, die London jährlich gebraucht. Ungeheure Sammelbecken, welche bei vorübergehenden Verunreinigungen der Themse wochenlang den ganzen Wasserbedarf decken können, nehmen die gepumpten Massen auf und entsenden sie langsam in die Filter, deren Gesamtfläche so groß ist, daß man zehn mittlere deutsche Rentengüter darauf einrichten könnte. Da keine Wassermesser vorhanden sind, sondern die Besitzer der 800 000 angeschlossenen Grundstücke nur feste Tazgen nach der Größe ihrer Häuser bezahlen, so wird viel Wasser verschwendet, aber die Einnahmen, welche im Jahre 40 Millionen betragen, werfen doch den anfänglichen Ueberschuß von 27 Millionen Mark ab. Das genügt zu einer 8-Prozentigen Verzinsung des Anlagekapitals, welches jetzt etwa auf den dritten Theil einer Milliarde geschätzt wird. Für die 160 Millionen Kubikmeter Wasser, die der Themse entnommen werden, müssen beiläufig 340 000 Mark an die Stromverwaltung gezahlt werden. Zwei oder drei von den Wassergesellschaften schöpfen lediglich aus großen, in tiefe Kalkschichten gebohrten Brunnen, weshalb sie überhaupt nicht zu filtriren brauchen und doch das beste Wasser in London liefern.

Die Schnelligkeit der Wellen. Interessante Forschungen über die Schnelligkeit der Wogen im Atlantischen Ozean liegen von dem bekannten Hydrographen Schott vor. Nach diesem Gelehrten wäre die Schnelligkeit bei schwachen Winden acht Meter in der Sekunde, während die Wellengänge bei mittlerem Winde eine solche von 18 bis 24 Meter erreichen. Bei mittlerem Sturme hat Schott die Schnelligkeit mit 36 Metern in der Sekunde oder 170 Kilometern in der Stunde berechnet. Die Wellenlängen an sich erreichten gegen 400 Meter, indem sich die Wellen alle 15 Sekunden folgten. Bei großen Stürmen und Cyclonen hat man die Schnelligkeit der Sturzwelle auf mehr als 200 Kilometer in der Stunde berechnet — diese sind also fast drei Mal schneller als die schnellsten europäischen Eisenbahnjüge.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Dora Funcker: Mitter.** Drei tragische Novellen. — F. Fontane u. Co., Berlin W. — Preis: 2 Mk. In drei spannenden, stofflich eng mit einander verbundenen Novellen behandelt die geschätzte Verfasserin aus ganz neuen Gesichtspunkten ein außerordentlich interessantes und ganz modernes Problem: die moralischen Rechtsgrenzen der Mutterliebe. — Tief und eindringlich, mit einem starken Wirklichkeitsgefühl sind in allen drei Novellen, so gänzlich verschieden die Verhältnisse auch sind, in denen die Handlung sich abspielt, die seelischen Konflikte durchgeführt. Der Schauplatz der beiden ersten Novellen „Eine Mutter“ und „Sturm“ sind die Gesteade der Dnieper. Hier zeigen landschaftliche Schilderungen und packende Naturbilder die Kunst der Autorin. — „Für ihr Kind“ versetzt uns mitten in das Getriebe Berlins und sein glänzendes Glend. Das Milieu ist die Häuslichkeit einer heruntergekommenen Offiziersfamilie, deren Zeichnung die Vorzüge der beliebten Schriftstellerin in besonderem Maße aufweist.

— **Wilhelm Krug: Der lustige Leutnant.** Einige autorisirte Uebersetzung von C. von Enzberg. — F. Fontane u. Co., Berlin W. Preis 2 Mk. Wilhelm Krug gehört, gleich seinem Bruder Thomas, zu den geschättesten und beliebtesten Erzählern seiner nordischen Heimath. — Ohne Zweifel wird „Der lustige Leutnant“ den Autor auch bei uns aufs Vortheilhafteste einführen. Die Geschichte ist ganz besonders glücklich komponirt; die Steigerung hält bis zum Schluß an und wie der selbe leichtlebige Kavallerist, der „fröhliche Freiberger auf Gottes ioniger Erde“ zum tragischen Helden wird, ist ebenso geschickt erfunden, als wirkungsvoll ausgeführt. Ueber dem ganzen Werk liegt ein Hauch anmuthiger Poesie. — Neben der Originalkomposition verdient auch die Uebersetzung uneingeschränkte Anerkennung.

Verlag von Otto Thtele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.